

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Ursula Isbel
Nach all diesen Jahren
Roman

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

I

Vor allem anderen werde ich jenen Spätnachmittag im Frühling nie vergessen, an dem ich Warrens Doppelgänger traf.

Etwas von der Hilflosigkeit dieser Minuten überfällt mich heute noch, wenn ich daran zurückdenke; ein Zucken in den Knien, wie man es von Alpträumen her kennt: Man versucht verzweifelt zu laufen und scheint sich doch nur im Zeitlupentempo zu bewegen. So ging es mir inmitten der Menschenmenge, einer Ansammlung von Leuten mit grauen Gesichtern während der Stoßzeit in den Straßen einer Großstadt. Wie eine Büffelherde stolperten wir gemeinsam den Bürgersteig entlang, folgsam und apathisch.

Vielleicht war es seine Größe, die zuerst meinen Blick fesselte. Ja, er war ungewöhnlich groß, von derselben Statur wie Warren. Schon seine breiten Schultern überragten die Menge. Die Sonne, die schwach zwischen den staubigen Häuserblöcken hing, fing sich plötzlich in seinem glatten schwarzen Haar und ließ es metallisch aufglänzen.

Ich hielt den Atem an. Etwas zuckte in meinem Herzen auf, eine Erinnerung, die fast schon vergessen war. Das gleiche schwarze Haar, der gleiche wohlgeformte Hinterkopf, die gleiche unnachahmliche Haltung des Nackens.

Verwirrung entstand, als ich unvermittelt stehenblieb und jenem Mann nachstarrte. Dann kam wieder Leben in mich. Ich preßte meine Tasche an mich und begann mir zwischen den Passanten einen Weg zu bahnen. Ein schreckliches Gefühl der Ohnmacht peinigte mich; in diesen Minuten kam es mir vor, als sei es das einzige Ziel meines Lebens, ihn zu erreichen.

Doch während er sich immer weiter von mir entfernte, schien ich nicht von der Stelle zu kommen.

Natürlich erreichte ich ihn nicht. Plötzlich war ich festgekeilt. Als ich mich endlich wieder befreit hatte, sah ich ihn nicht mehr.

Eine Stunde später saß ich im Hofgarten, trank eine Tasse Kaffee und versuchte, mein Gleichgewicht wiederzugewinnen. Die flüchtige Erregung, die Erinnerung an eine längst vergangene Zeit hatten mich aus der gewohnten Bahn geworfen. Ich hatte nicht eingekauft, wie ich es sonst am Freitagabend regelmäßig tat. Ich war nicht weitergegangen – weder zum Supermarkt noch zum Bus.

Hier war es überraschend ruhig und friedlich. Die dicken alten Mauern schirmten den Garten zur Straße hin ab; so drang der Verkehrslärm nur gedämpft zu mir herüber. Unter den Arkaden war es schattig, zwei Frauen schlenderten dort Arm in Arm. Der Brunnen plätscherte, und vor dem kleinen Pavillon blühte es verschwenderisch.

Ich saß ganz allein zwischen weißgestrichenen Tischen und Stühlen und hatte Muße, mir den Vorfall mit etwas kühlerem Kopf zu überlegen. Es war wohl besser, daß ich ihn nicht erreicht hatte. Angenommen, ich hätte es geschafft, mich bis zu ihm durchzudrängen? Vielleicht hätte ich ihn am Arm gepackt, er hätte mir sein Gesicht zugewandt – das Gesicht eines Fremden, ja, wie konnte es anders sein? Nach allem, was geschehen war, nach all diesen Jahren, war die Hoffnung, Warren wiederzusehen, völlig unsinnig.

Oder wäre mir jetzt leichter zumute gewesen, wenn ich mich davon überzeugt hätte, daß jener Mann ein Unbekannter war? Wäre es mir dann weniger schwergefallen, in mein normales Leben zurückzufinden? Ich wußte es nicht. Ich spürte nur, daß diese Begegnung irgendwo in meinem Innern

eine Wunde wieder aufgerissen hatte, die längst vernarbt war. Oder vielleicht war sie auch nie wirklich verheilt, vielleicht hatte ich sie nur krampfhaft zugedeckt, zu schnell versucht, alles zu vergessen? Nun tat es plötzlich wieder weh – es war ein dumpfer Schmerz, in den sich Hoffnungslosigkeit mischte.

Während ich zum Pavillon hinüberstarrte, merkte ich, wie mir die Tränen kamen. Was für ein Unsinn, hier zu sitzen und noch einmal über alles nachzugrübeln, was längst vergangen und verloren war! Ich mußte vernünftig sein, einkaufen, nach Hause fahren. Rasch wischte ich mir mit dem Handrücken über die Augen, legte Geld auf den Tisch und versteckte mich hinter meiner Sonnenbrille, denn erwachsene Menschen weinen nicht in einer Großstadt.

Es war später als sonst, als ich die Tür zu meinem Appartement aufschloß. Ich öffnete das Fenster und blieb ein paar Minuten unbeweglich davor stehen. Hinter der Kastanie im Hof färbte sich der Himmel schon grau. Ein rosiger Schimmer am Horizont verhiieß gutes Wochenendwetter. Zwischen den kahlen Mauern spielten Kinder mit ihrem Ball, von nebenan kam der Geruch nach Sauerkraut. In der Wohnung über mir spielte das Radio in voller Lautstärke. Ich wandte mich ab, knipste die Stehlampe an und zog die Vorhänge vor. Dann setzte ich in der kleinen Küche das Teewasser auf den Elektroherd.

Irgendwie lief an diesem Abend alles falsch. Ich kam mir vor wie eine automatische Puppe, deren Schaltsystem gestört ist. Ich ließ Badewasser in die Wanne laufen, setzte mich in einen Sessel und starrte so lange vor mich hin, bis das warnende Rauschen aus dem Badezimmer mich in die Wirklichkeit zurückrief. Ich kam gerade noch rechtzeitig dazu, um eine Überschwemmung zu verhindern. Als ich in die Wanne stieg, merkte ich, daß das Wasser fast kalt war.

Der Teetopf war schon nicht mehr zu gebrauchen, als ich

frierend aus dem Bad tappte. Das Wasser war verdampft, der Boden des Topfes glühte und stank abscheulich. Nein, es hatte keinen Sinn, noch irgend etwas zu tun. Es war am besten, wenn ich mir ein Buch nahm, mich in eine Ecke setzte und mich bis zum Zubettgehen nicht mehr von der Stelle bewegte.

Welches seltsame Gesetz ist es, das bewirkt, daß man an manche Menschen, Begebenheiten oder Begriffe plötzlich mehrmals an einem Tag von ganz verschiedenen Seiten erinnert wird? So erging es mir mit Warren. Ich hatte nur mehr selten und flüchtig an ihn gedacht – doch von dem Augenblick an, da mir sein Doppelgänger über den Weg lief, sollte er mir nicht mehr aus dem Sinn kommen. Als ich zum Bücherregal ging und nach einem Kriminalroman griff, zog ich zufällig ein zweites Buch mit heraus, ungewöhnlich hoch im Format und in bedrucktes Leinen gebunden.

Erst nachdem ich den Stoff mit den violetten und braunen Stiefmütterchen einige Sekunden lang verständnislos angesehen hatte, begriff ich, was ich in der Hand hielt. Es war Mutters Poesiealbum. Eine verdrückte, schmutzige Kordel, die einst weiß gewesen sein mochte, baumelte vom Rücken des Albums herab.

Wieder hatte die Vergangenheit mich eingeholt. Ich wußte plötzlich wieder, daß ein wichtiges Ereignis mit diesem Poesiealbum im Zusammenhang stand.

Das Buch schlug sich fast von selbst auf. Zwischen den Seiten lag ein kleines Bündel von Briefen, liebevoll mit einem plattgedruckten blauen Samtband verschnürt. Ich beachtete den in sorgfältiger Jungmädchenschrift geschriebenen Spruch mit den gemalten Rosenranken auf der rechten Seite des Albums nicht. Die Schrift auf dem Briefumschlag, der zuoberst auf dem Bündel lag – ich erkannte sie sofort wieder.

Mit ungeschickten Fingern löste ich das Band. Es krümmte

sich, auseinandergeknotet, sofort wieder in die Form einer Schleife zurück. Ich nahm den Brief in die Hand. Man sah den etwas verwischten Poststempel noch: Dublin 8. VI. 61.

Ein wunderliches Gefühl überkam mich, als ich den Umschlag öffnete und die engbeschriebene Seite daraus hervorholte. Mir war, als müsse dieses Blatt irgendein Geheimnis, eine Neuigkeit enthalten. Doch ich hatte Warrens Briefe an Mutter ja alle schon einmal, mehrmals, gelesen – damals, nachdem es geschehen war. Keiner von ihnen enthielt auch nur den geringsten Aufschluß über Warrens Ende.

Ja, das war sein erster Brief; er hatte ihn am Tag seiner Ankunft in Irland geschrieben: *»Liebe Mutter, heute mittag bin ich mit dem Schiff in Dun Laoghaire angekommen. Ein Student der Verbindung, ein gewisser Percy Bedlington, holte mich mit seinem Wagen ab und brachte mich nach Dublin, wo ich sehr herzlich aufgenommen wurde. Du kannst Dir nicht vorstellen, wie freundlich die Iren zu Fremden sind!«* Dann folgte eine kurze Beschreibung von Dublin und »Barry's Hotel«, in dem Warren sich eingemietet hatte.

Ich dachte daran, wie wir ihn am Tag vorher zum Bahnhof gebracht hatten und ihn zum Abschied umarmten. Er hatte sich lachend aus dem Fenster seines Abteils gebeugt und uns zugewinkt – mit einem karierten Taschentuch. Ja, das wußte ich noch genau, es war kariert gewesen. Lange hatte ich es flattern sehen. Seltsam, welche unwichtigen Dinge man im Gedächtnis behält!

Der zweite und dritte Brief; sie enthielten ebenfalls nichts von Bedeutung. Im Gegenteil, die Briefe schienen in zunehmendem Maß oberflächlicher zu werden. Es war fast, als bemühte er sich, möglichst wenig Persönliches zu schreiben – als wollte er verhindern, daß Mutter etwas zwischen den Zeilen las.

Ich schaute auf das Datum: der 28. Juli. Geschrieben in

einem Ort, der Beenoskee hieß, offensichtlich in aller Eile: ›... wir machen gleich eine Küstenfahrt den sogenannten ›Ring of Kerry‹ entlang. Nachdem es Percy gelungen ist, zwei Landrover aufzutreiben, haben wir uns entschlossen, unsere Rundreise durch Irland fortzusetzen und vorläufig nicht nach Dublin zurückzukehren. Mit den beiden Kübelwagen können wir ziemlich sicher sein, daß wir nicht auf einer der holprigen oder manchmal halb unter Wasser stehenden Straßen steckenbleiben.

Gestern sind wir auf den Beennamman gestiegen. Man hat von dort oben einen atemberaubenden Blick auf den Atlantik. Wellenbrecher donnern gegen die Küste; zu unseren Füßen war alles in dunstigen Sprühregen getaucht. Ich mußte an einen Satz aus einem Buch denken, das ich als Junge gelesen habe: ›Die wilde Gewalt einer großen See, die gegen eine Landzunge kracht, ist unvorstellbar und unglaublich, bis man sie mit eigenen Augen gesehen hat.‹ So ähnlich hieß es, glaube ich. Wer immer es auch geschrieben hat, er hatte recht. Ich wurde ganz taub vom unaufhörlichen Donnern und Brausen der Wogen – wenn man sein Leben lang nur auf dem Festland gewohnt hat, bekommt man bei einem derartigen Anblick unwillkürlich weiche Knie.

Grüße das Kätzchen von mir. Sie wird ja bald nach Hause kommen oder vielleicht schon bei Euch sein. Ich habe vorgestern von Tralee aus einen Brief an sie abgeschickt. Wenn sie erwachsen ist, muß sie sich Irland unbedingt einmal ansehen; sie würde in dieses Land passen, finde ich – schon allein wegen ihrer Vorliebe für alte Märchen und Sagen. Hier gibt es Geschichtenerzähler, Shanachies werden sie genannt, die manchmal fünf Nächte hindurch ein »seansgialta«, ein einziges langes Märchen, erzählen! Viele Grüße auch an Vater und herzlichen Dank für den Scheck (er war dringend nötig, ich saß schon sehr auf dem trockenen!). Sobald ich

etwas Zeit habe, werde ich wieder schreiben. Immer – Euer Warren.

Immer . . . Ich ließ das Blatt sinken und sah vor mich hin. So hatte Warren also den Ozean empfunden: schön, aber bedrohlich. Doch nicht bedrohlich genug, um die Gefahr zu erkennen, die eine Fahrt im Sturm auf einer ungesicherten Küstenstraße bedeutet. Und während ich an Warren dachte, sah ich wieder die Szene des Spätnachmittags vor mir – die Menschen auf der Straße und einen breitschultrigen Mann mit tiefschwarzem Haar und wohlgeformtem Hinterkopf, der sie alle überragte.

Damals, als Warren nach Irland fuhr und schließlich als tot gemeldet wurde, war ich noch sehr jung und hatte gerade meine Ferien zu Hause verbracht. Zwei Tage, nachdem ich das Internat verließ, war dieser letzte Brief gekommen, dann nichts mehr – keine Zeile. Tagelang warteten wir immer angstvoller, immer dringender auf eine Nachricht von Warren.

Schließlich traf das Telegramm seines Freundes Percy Bedlington ein. Warren war, zusammen mit drei jungen Iren, bei einem Sturm auf der Dingle-Halbinsel mit dem Landrover an der Küste entlangefahren und verschwunden – nur das wußte man mit Bestimmtheit. Man hatte ihre Spur eine kurze Strecke weit verfolgen können. Ein Teil der Straße, die am sogenannten Sleah Head dicht an der Küste entlangführte, war ins Meer gestürzt.

Ich hatte plötzlich den Wunsch, mir wieder einmal ein Foto von Warren anzusehen, um endlich das Bild des Fremden zu vergessen, das mich nicht losließ. So legte ich die Briefe beiseite, ging zur Kommode hinüber und kramte in der untersten Schublade zwischen alten Impfscheinen, Schulzeugnissen und Backrezepten das Fotoalbum hervor. Gleich die erste Fotografie, die mir in die Hände fiel, stammte aus Irland:

Vor dem Portal eines efeuüberwucherten Hauses stand Warren neben einem blonden jungen Mann, der aussah wie ein Cherubin – Percy Bedlington.

Ich sah hinunter auf Warrens Gesicht und hatte ihn plötzlich wieder ganz deutlich vor Augen: sehr groß, breitschultrig und geschmeidig, mit einem festen Kinn, Lachfältchen um die blauen Augen, das widerspenstige Haar aus der Stirn gekämmt. Einen Moment lang war es mir, als sehe er mich an, als sei er im Begriff, den Mund aufzutun und ›Kätzchen‹ zu mir zu sagen.

Vater war damals nach Irland gefahren, aber sehr bald wieder zurückgekehrt. Er hatte nichts erfahren; nichts, was wir nicht schon längst aus den dürftigen Berichten gewußt hätten. Percy Bedlington selbst führte ihn zum Unfallort, zum Slea Head, wo das Unglück vermutlich geschehen war. Vater hatte auch mit der zuständigen Polizei gesprochen. Doch niemand kannte die näheren Umstände. Vom Landrover und seinen Insassen fehlte jede Spur.

Und das war das Seltsame an der Sache, dachte ich wieder, wie schon so oft. Weshalb hatte man nicht einmal mehr den Wagen oder wenigstens Teile von ihm gefunden? Er hätte im seichten Wasser zurückbleiben oder im Ufersand feststecken müssen.

Aber ich hatte ja nie einen richtigen Sturm am Atlantik miterlebt. Vielleicht waren der Wind und das Wasser von einer solchen Gewalt, daß sie selbst einen großen Wagen weit in die See hinaustragen konnten; vielleicht hatten ihn die Wellen, die ja bei Stürmen mehr als mannshoch sein können, ins offene Meer geschleudert. Vielleicht hatten die Geröllmassen der einstürzenden Straße das Fahrzeug unter sich begraben.

Der Gedanke an den Wagen, der von der Uferstraße hinabstürzte und ins Wasser sank, hochgehoben und vom Ge-

wicht der Steinmassen wieder niedergedrückt wurde, die Vorstellung, daß Warren und seine Freunde – schon tot oder noch lebendig – in diesem Fahrzeug saßen, ließ mich frösteln.

Meine Mutter fiel mir ein, wie sie am Fenster saß und leise sagte: »Am schlimmsten von allem ist die Ungewißheit, Catherine. Ich wünschte, er hätte irgendwo ein Grab auf einem Friedhof, zu dem ich gehen könnte . . .«

Plötzlich merkte ich, wie lange ich schon auf dem harten Boden kniete. Ich legte das Fotoalbum in die Kommode zurück, schloß die Schublade, stemmte mich hoch, mühsam wie eine alte Frau. Was konnte ich tun, um endlich wieder aus diesem bösen Traum zu erwachen? Warum mußte ich wieder über Warrens Schicksal nachgrübeln? Ich kannte die Antwort – meine Mutter hatte sie mir ja damals gegeben: Man braucht Gewißheit, um etwas hinnehmen und ertragen zu können. Zum erstenmal dachte ich auch an die Verwandten und Freunde der drei jungen Iren, die mit Warren umgekommen waren. Ob sie noch an ihre Söhne, Brüder oder Liebsten dachten? In Irland nahm man es vielleicht gelassener hin, daß das Meer Leben vernichtete, ohne eine Spur zu hinterlassen.

Ich konnte nicht schlafen; jene Ereignisse, die doch längst vergangen waren, kamen zurück und zwangen meine Gedanken wieder in die alte schmerzliche Bahn. Die Briefe – warum hatte ich sie gelesen? Warrens Briefe an Mutter . . . Doch er hatte auch an mich geschrieben. Ich richtete mich im Bett auf und starrte in die Dunkelheit. Es war ein ganzes Bündel von Briefen gewesen, nun sah ich es deutlich vor mir. Sie mußten auf dem Dachboden unseres Hauses in Hohenwied liegen, denn ich hatte sie damals vom Internat mitgebracht und sorgfältig aufbewahrt.

Morgen war Samstag. Ich mußte hinausfahren und sie mir holen.

Ich war jahrelang nicht mehr hier gewesen. Das alte Gehölz, in meiner Kinderzeit von Brombeerhecken durchwachsen, die uns die Fesseln zerkratzten, war nicht länger ein idealer Platz für kindliche Spiele. Zwischen den Stämmen der Tannen hatte man breite Kieswege angelegt. Und am Waldrand, wo früher Stachelbeerbüsche wild wucherten, hatte man leuchtend grüne Bänke aufgestellt. Über den Bach führte nicht mehr der schwankende Steg aus Holz, sondern eine Betonbrücke, auf der die Schritte seltsam hallten. Hier hatte Warren manchmal mit einer selbstgebastelten Angel gefischt. Das war natürlich verboten gewesen, aber er hatte sowieso nie etwas gefangen. Und der Dorfpolizist war ein gutmütiger Mann gewesen, der selbst zwei halbwüchsige Söhne hatte.

Dort waren wir barfuß über die Wiesen gelaufen; im Herbst hatte mir Warren gezeigt, wie man Drachen steigen läßt. Ich lächelte in mich hinein, als ich an den bunten Vogel mit dem Schwanz aus Seidenpapierschleifen dachte, den Warren selbst gebaut und mir zum Geburtstag geschenkt hatte. Er war wunderschön gewesen – nur konnte er leider nicht fliegen.

Schon von weitem sah man das Haus. Mit seinen lächerlichen Türmchen, Erkern und Zinnen wirkte es noch immer wie eine trutzige Bilderbuchburg. Diesmal klopfte mein Herz bei seinem Anblick nicht schneller, wie früher, wenn ich zu Beginn der Ferien vom Internat heimgekommen war. Ich dachte nur daran, wie zugig und kalt das alte Gemäuer im Winter war und fragte mich, ob die beiden alten Leute, die es jetzt bewohnten, sich überhaupt noch bewegen konnten vor Rheuma, Hexenschuß oder Gicht.

Sie schienen von zäherem Schlag zu sein, als ich geglaubt hatte. Frau Wieland öffnete mir das Haustor; eine zarte kleine Gestalt im ewig gleichen grauen Kleid.

»Guten Tag, Frau Wieland«, sagte ich und spähte über ihre